

## **Vorwort: François Pic schildert, wie man vor neunzig Jahren romanistische Feldforschung betrieb**

Georg KREMnitz, Wien

*Quo vadis, Romania?* hat noch nie eine monographische Nummer veröffentlicht, wenn das hier geschieht, so kann man sich vorstellen, dass es einen besonderen Grund hat. Zum einen ist es François Pic gelungen, ein Dossier zu finden und zusammenzustellen, das auf exemplarische Weise eine Forschungsrichtung darstellt und würdigt, zeigt, wie Forschung in einer bestimmten Periode der romanischen Sprachwissenschaft von statten ging – es ist damit nicht zuletzt ein forschungsgeschichtliches Dokument – und schließlich auch, welche offenen Fragen sich heute daran noch knüpfen (können). Nicht zuletzt soll damit ein Forscher vor den Vorhang geholt werden, dessen detailgenaue Arbeiten von vielen genutzt werden, der aber selbst meist (freiwillig) im Hintergrund bleibt. Damit ist ein kleiner Dank eines Teils der wissenschaftlichen Gemeinschaft für seine vielfältige und oft aufopfernde Arbeit verbunden.

Ich will im Folgenden zunächst auf die Methode „Wörter und Sachen“ im Rahmen der romanischen Sprachwissenschaft und vor allem Sprachgeographie eingehen, danach kurz das besondere Interesse des Dossiers Heinz Meyer herausheben und schließlich mit einigen Worten „amb paubres motz“ den Verfasser des Dossiers würdigen.

### **1. „Wörter und Sachen“**

Bekanntlich hat sich in den letzten beiden Dezennien des 19. Jahrhunderts in der Sprachwissenschaft die von Leipzig ausgehende *Junggrammatik* als „herrschende Lehre“ (Utz Maas) entwickelt. Sie fußt auf den Auffassungen von August Schleicher (1821-1868), die wiederum von den Konzeptionen von Charles Darwin (1808-1882) stark beeinflusst sind. Schleicher bezeichnet in seinem Band über *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* (Jena 1963) diese als eine „Naturwissenschaft“. Zwar gehen die Junggrammatiker um Karl Brugmann (1849-1919), Hermann Osthoff (1847-1909) und Hermann Paul (1846-1921) nicht so weit, sie beharren indes ebenfalls auf der absoluten Bedeutung der Lautgesetze und messen den konkreten sprachlichen Fakten oft weniger

Georg Kremnitz

Erkenntniswert bei, vor allem, wenn sie den erwarteten Resultaten widersprechen. Wie gesagt, diese Sprachwissenschaft wird in weiten Teilen Europas und des sich gerade wissenschaftlich entdeckenden Nordamerika als vorbildlich angesehen, nicht zuletzt wegen ihrer methodischen Genauigkeit, wenn sie auch von Anfang an auf Opposition gestoßen ist. Darauf brauche ich jetzt nicht ausführlich einzugehen, diese Auseinandersetzungen finden sich etwa in den Handbüchern von Jordan, Vidos usw. ausführlich dargestellt. Der bedeutendste Gegner der Junggrammatiker ist Hugo Schuchardt (1842-1927), der seine Kritik auch in theoretischen Beiträgen formuliert (vgl. etwa Spitzer <sup>2</sup>1928: 51-107). Mir scheint indes interessante, dass manche Forscher sich auf diese Auseinandersetzungen nicht einlassen und auf andere Bereiche der Sprachwissenschaft ausweichen.

Dabei spielen die neu entstehende Sprachgeographie und die ersten Sprachatlanten eine gewichtige Rolle (wenn man auch nicht außer Acht lassen darf, dass einige frühe Atlanten paradoxerweise von Junggrammatikern verfasst wurden, die damit die Thesen der Schule untermauern wollten – wovon sie dann meist aufgrund ihrer Ergebnisse abkamen). Der anfänglich bekannteste Atlas ist der Französische Sprachatlas (*Atlas linguistique de la France*, abgekürzt *ALF*) von Jules Gilliéron (1854-1926) mit dem *Enquêteur* Edmond Edmont (1848-1926), der zwischen 1902 und 1920 in zwanzig Bänden erscheint (die Zählweise differiert bisweilen). Das erklärte Ziel ist dreifach: für die Wissenschaft und Nachwelt den noch erreichbaren Teil der Vielfalt der historischen Mundarten zu „retten“, eine große, einheitlich erhobene Materialsammlung zu schaffen, die dann die Grundlage für vergleichende Studien bilden kann. Daneben darf man nicht vergessen, dass die Erstellung der Atlanten vielfältige Ziele hatten – so sollte der *ALF* unter anderem die Thesen der Pariser Sprachwissenschaftler Gaston Paris (1839-1903) und Paul Meyer (1840-1917) unterstützen, es gäbe keine zwei Sprachen in Frankreich, wie die Vertreter der okzitanischen Renaissance behaupteten, sondern « d'un bout de la France à l'autre les parlers populaires se perdent les uns dans les autres par des nuances insensibles » (zit. nach Pop 1950: 45). Manche Details der Anlage des Werkes weisen darauf hin. Insgesamt werden die Grundlagen der Junggrammatik durch die aufkommende Sprachgeographie deutlich relativiert, und die Junggrammatiker, die auch als Sprachgeographen tätig werden, vor allem diejenigen, die Erfahrungen in der Feldforschung erwerben, unterscheiden sich deutlich von den Kollegen, die „nur“ am Schreibtisch arbeiten.

In diesem Zusammenhang entsteht auch die Methode „Wörter und Sachen“, die für die Untersuchung des Wortschatzes eine große Rolle spielt. Sie soll den Bezug zwischen den Objekten und ihren Bezeichnungen herstellen.

Diese Richtung „entstand [...] gleichfalls als Reaktion gegen die Vorherrschaft der Phonetik und aus der Suche nach dem Leben in der Sprache“ (Vidos 1968: 80). Natürlich lassen sich seit dem 16. Jahrhundert Vorläufer finden, förmlich als Methode propagiert werden sie zunächst zu Beginn des 20. Jahrhunderts von zwei in Graz lehrenden Gelehrten, nämlich Rudolf Meringer (1859-1931) und Hugo Schuchardt, der die Form „Sachen und Wörter“ bevorzugt, da er vom Primat der Objekte ausgeht. Nach kurzer Zeit kommt es zum Streit zwischen beiden, so dass für etliche Jahre die Bezeichnung der Methode durch andere implizit einer Parteinahme gleichkommt. Allerdings sind die inhaltlichen Unterschiede nicht bedeutend. Schließlich setzt sich die Bezeichnung „Wörter und Sachen“ durch, nicht zuletzt, weil seit 1909 in Heidelberg eine Zeitschrift gleichen Namens erscheint, die von Meringer und u.a. Wilhelm Meyer-Lübke (1861-1936), dem führenden junggrammatischen Gelehrten seiner Zeit, herausgegeben wird. Aus dieser Beteiligung Meyer-Lübkes wird deutlich, dass die Fronten zwischen den verschiedenen Schulen nicht undurchdringlich sind. Schuchardt bezeichnet das Erkenntnisinteresse der Richtung im Jahre 1912 folgendermaßen:

„Ein Fortschritt im allgemeinen Sinn wird nur dadurch erzielt, dass Sachforschung und Wortforschung nicht bloß, wenn auch hilfsbereit, nebeneinander stehen, sondern dass sie sich durchdringen, sich miteinander verflechten und zu Ergebnissen zweifacher Art führen. Kurz, das *und* in ‚Sachen und Wörter‘ verwandele sich aus einem Additionszeichen in ein Multiplikationszeichen; es entwickle sich eine Sachwortgeschichte.“ (Spitzer <sup>2</sup>1928: 124)

Es ist kurz anzumerken, dass die Methode in engem Zusammenhang zur ebenfalls um diese Zeit aufblühenden Onomasiologie steht, bisweilen als Teil davon gesehen wird. Die Onomasiologie (Bezeichnungslehre) geht von den Sachverhalten bzw. Gegenständen aus und fragt sich, welche Bezeichnungen für sie gewählt werden. Die Methode „Wörter und Sachen“ findet besonders im deutschen Sprachraum Interesse, wobei vor allem drei Namen erwähnt werden, nämlich Max Leopold Wagner (1880-1962), Fritz Krüger (1889-1974) und Gerhard Rohlfs (1892-1986).

Wagner bleibt Einzelgänger und konzentriert sich weitgehend auf die Sprachverhältnisse in Sardinien; daneben arbeitet er über verschiedene Sondersprachen. Er veröffentlicht bereits 1921 ein Werk mit dem Titel *Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel seiner Sprache* (erschieden als Band 4 der Beihefte zur

Georg Kremnitz

Zeitschrift *Wörter und Sachen*). Wagner ist der große Kenner der sardischen Kultur und Sprache; seine Arbeiten sind noch bis heute Referenzwerke. Giovanni Masala, der Herausgeber und Übersetzer eines Teils von Wagners Werken schreibt zu Recht: „Max Leopold Wagner [...] war nicht nur der bedeutendste Sardologe aller Zeiten, sondern auch einer der hervorragendsten Romanisten des 20. Jahrhunderts.“ (Wagner 2002: 13) Wagner legt mit dieser Arbeit bereits ein Vorbild für alle späteren Arbeiten der Richtung „Wörter und Sachen“ vor. Er beschäftigt sich mit vielen kulturellen Praxen, dem Haus und seinen Gegenständen, auch den Lebenszyklen. Eine große Zahl von Fotografien und Skizzen machen seine Darstellung anschaulich. Allerdings wird er am Rande der Ereignisse bleiben; er ist kein Anhänger des NS-Regimes und daher immer wieder gezwungen, seinen Arbeits- und Aufenthaltsort zu wechseln.

Gerhard Rohlfs hat der Diktatur gegenüber keine Berührungsängste. Nach einer typisch junggrammatischen Ausbildung wird er 1938 aus Tübingen (wo er seit 1926 eine Professur hatte) als Nachfolger von Karl Vossler nach München berufen. Rohlfs ist ein Forscher im Terrain; sein Foto auf dem Esel in den Pyrenäen ist nur ein Beispiel dafür. Er wirkt als einer der drei Exploratoren des von Karl Jaberg (1877-1958) und Jakob Jud (1882-1952) herausgegebenen *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* (1928-1940, in acht Bänden). Rohlfs sorgt auch dafür, dass die Kompetenz der letzten Okzitanischsprecher in Württemberg durch seine Schüler untersucht wird. Er befasst sich ausführlich mit der unteritalienischen Gräzität, überhaupt mit dem Italienischen und seinen Varietäten und liefert Beiträge zur Namenkunde. Daneben interessiert er sich für das Gaskognische und das Baskische. Daraus entsteht seine noch heute wichtige Monographie *Le gascon. Etudes de philologie pyrénéenne* (Halle/Pau: Niemeyer, 1935, <sup>3</sup>1977). Er schreibt auch mehrere Darstellungen des gesprochenen Lateins und interessiert sich in späteren Jahren besonders für die Ausgliederung des romanischen Wortschatzes. Rohlfs ist, stärker als etwa Krüger, vor allem Sprachwissenschaftler und legt daher nachdrücklicher Wert auf die sprachlichen Entwicklungen; der Aspekt der „Sachen“ fällt bisweilen eher als Nebenprodukt ab. Ihn zeichnet eine hohe Schaffenskraft aus. Daneben schickt er auch eine Reihe seiner Schüler und (vereinzelt) Schülerinnen (!) zu Untersuchungen in den Pyrenäenraum und ins okzitanische Sprachgebiet; die von François Pic im Folgenden beigefügte Liste der Dissertationen gibt davon Zeugnis. Noch im hohen Alter hat er eine bemerkenswerte Schaffenskraft und bleibt bis zuletzt aktiv.

Auch Fritz Krüger steht in größerer ideologischer Nähe zum deutschen Nationalismus, er wird 1928 auf eine Professur in Hamburg berufen (eine Hausberufung), bis er 1945 entlassen wird. Er geht danach nach Argentinien,

wo er Professor an der Universität Mendoza wird, und zwar paradoxerweise als Nachfolger des von den Franquisten vertriebenen Joan Coromines (der damals eine Professur in Chicago erhält). Ein wenig verwundert diese Emigration, denn Krüger steht dem Regime nicht näher als etliche seiner Kollegen, die nach kurzer Zeit wieder lehren konnten. War er sensibler als sie, oder gibt es andere Gründe<sup>1</sup>? Fachlich konzentriert sich Krüger auf die Verbindung von Wörtern und Sachen; beide Aspekte sind ihm in ähnlicher Weise wichtig. Seine Dissertation von 1913 behandelt Languedoc und Roussillon, später wird er sich auf den Pyrenäenraum konzentrieren. Sein wichtigstes Werk ist das sechsbändige *Die Hochpyrenäen* (1935-1938 an verschiedenen Orten erschienen). Es befasst sich darin mit Landschaften, Haus und Hof, der Hirtenkultur, der ländlichen Arbeit in all ihren Aspekten und schließlich auch Trachten und Gewerben. Alle Bände sind reich mit Abbildungen und Karten illustriert. Außerdem ruft er 1928 in Hamburg die Zeitschrift *Volkstum und Kultur der Romanen* ins Leben, die zahlreiche Dissertationen ganz oder in Teilen aufnimmt. Auch Krüger schickt eine erhebliche Anzahl seiner Schüler in das Gebiet, das in besonders interessiert; dabei entsteht eine größere Zahl an Dissertationen, die dem Prinzip „Wörter und Sachen“ verbunden sind.

## 2. Heinz Meyer

Einer dieser Doktoranden ist Heinz Meyer, den wir letztlich nur dank der von François Pic aufgefundenen Briefdokumente und natürlich durch seine Dissertation kennen. Er steht in engem Kontakt mit einem gewissen Paul Rolland, der damals in Montauban, später in Toulouse lebt und mit vielen Repräsentanten der Kultur des Gebiets in Kontakt steht (Näheres im Aufsatz von François Pic); dazu gehören etwa der Bildhauer Bourdelle ebenso wie Antonin Perbosc, der okzitanische Schriftsteller (an den Meyer auch einige Briefe richtet) und viele andere. Auf einem Wege, den wir nicht kennen, macht Meyer die Bekanntschaft von Rolland. Der aus Hamburg stammende Meyer, dessen Geburtsjahr kurz vor 1910 liegen dürfte, ist 1930 bereits Doktorand von Krüger, der ihm das Vokabular des bäuerlichen Hauswesens, der Einrichtungen und Gerätschaften im Gebiet zwischen Toulouse und Cahors als Aufgabe gestellt hat. Die geographische Orientierung dieser Aufgabe mag etwas erstaunen, sie wird verständlicher, wenn man annimmt (es muss eine Annahme bleiben), dass

---

<sup>1</sup> Eine relativ ausführliche Darstellung des politischen Verhaltens von Krüger gibt Hausmann <sup>2</sup>2008: 168-169.

Georg Kremnitz

Krüger möglichst ein Netz über einen größeren Teil des okzitanischen (languedokischen) Sprachgebiets legen will. Wir wissen nicht, wie die ursprüngliche Aufgabenstellung im Einzelnen lautete und wie sich diese im Laufe der Arbeit von Heinz Meyer präzisiert hat. Auf jeden Fall braucht Meyer dringend Informanten aus dem Gebiet, da ist Paul Rolland ein unschätzbare Partner für ihn. Er wird ihm für die vielfältige Hilfe über die gesamte Dauer der Korrespondenz dankbar sein.

Das Interesse dieser Korrespondenz, von der (bislang) nur die eine Achse bekannt ist, liegt in mehreren Bereichen. Es ist einmal ein wissenschaftshistorisches: wie hat ein deutscher Doktorand vor fast einhundert Jahren sein Wissen erworben? Welche Methoden wendet er an? Er ist auf die Mitarbeit lokaler Informanten angewiesen, dabei setzt er mehr auf gebildete Bürger als auf die möglichst einfachen Zeugen, nach denen Gilliéron einst suchte. Diese wird ihm auch nicht verweigert; er kann sogar zu einigen der bekanntesten Vertreter der damaligen okzitanischen Renaissance in Kontakt kommen. Der Name Perbosc wird ihm Tor und Tür öffnen, und es ist in der Tat erstaunlich, welche Namen regionaler Persönlichkeiten in seinen Briefen auftauchen. Er kann sich auf ein Netz von Bekannten stützen, die ihn mit zuverlässiger Information beliefern.

Auf einer anderen Seite zeigt die Korrespondenz, dass die Beziehungen zu dem „Doktorvater“ Krüger nicht sehr eng sein dürften; nur an einigen Stellen taucht dieser auf, entweder, wenn er weitere Präzision fordert, oder wenn er sich zufrieden zeigt. Dabei dürfte der letzte Aspekt überwiegen: Meyer reicht seine Arbeit im Dezember 1931 ein und bereits im Februar 1932 kann er sich dem Rigorosum, der mündlichen Prüfung, unterziehen. Inzwischen müssen die Gutachter die Arbeit gelesen, begutachtet und akzeptiert haben. Die Schnelligkeit deutet zum einen darauf hin, dass die Arbeit geschätzt wird, zum anderen aber auch, dass die Belastung der Prüfer damals nicht gewaltig ist. Es könnte auch sein, dass die Prüfer der Erledigung solcher Aufgaben eine hohe Priorität beimessen, weil sie wissen, wie prekär die Zukunft der Absolventen ist. Letztlich lässt sich die Frage nicht mit Sicherheit entscheiden. Die abgegebene Arbeit ist umfangreich: 325 Schreibmaschinenseiten, 225 Fotos und 21 andere Abbildungen (wie Meyer an Rolland schreibt). Meyer erhält sowohl für seine Arbeit als auch für das Rigorosum sehr gute Bewertungen. Die Arbeit wird auch rasch gedruckt und zwar in der erwähnten Zeitschrift *Volkstum und Kultur der Romanen*, Band 5, 1932: 317-371 und Band 6, 1933: 27-125 (unter dem Titel „Bäuerliches Hauswesen im Gebiet zwischen Toulouse und Cahors“).

Ein weiterer Aspekt der Existenz Meyers bleibt im Dunklen: wovon lebt er, während er seine Dissertation schreibt? Er erwähnt nie ein Stipendium (Stipendien sind damals angesichts der Weltwirtschaftskrise dünn gesät), er spricht

auch nicht davon, dass er sich seinen Unterhalt (teilweise) durch Unterricht sichert (was dennoch möglich ist), also ist er wohl von den Eltern abhängig. Über deren Verhältnisse verlautet er ebenfalls kaum etwas, der Leser hat jedoch den Eindruck, dass sie der bürgerlichen Schicht angehören und den Sohn daher (mit) unterstützen können. Dafür dürfte auch sprechen, dass der Druck der Dissertation 14 000,- Reichsmark kosten soll und Meyer davon die Hälfte bezahlen muss (dieser Preis ist enorm, wie Meyer vermerkt, aufgrund der Reproduktionen). Wovon?

Auf der anderen Seite weist Heinz Meyer mehrfach darauf hin, dass er nicht weiß, wie er nach dem Abschluss sein Brot verdienen wird. Hat er auf eine Stelle als Assistent Krügers gehofft? Nach dem Doktorat bereitet er rasch das Staatsexamen vor, um das Lehramt an Sekundarschulen ausüben zu können. Er legt die Prüfung im März 1933 ab, arbeitet dann als Austauschlektor an einer Höheren Schule in England, um danach in Deutschland Vertretungen zu bekommen. Als die Korrespondenz mit einem Brief vom 23. Dezember 1936 endet (mindestens ist nichts Weiteres überliefert), scheint er noch immer keinen festen Posten zu haben. Mehrfach beklagt er, dass die Absolventen in Deutschland kaum Perspektiven haben, während ihre französischen Kollegen nach der Ablegung des Staatsexamens mit einer Anstellung rechnen können.

Neben diesen wissenschafts- und sozialgeschichtlichen Erkenntnissen vermitteln die Schreiben Meyers auch beiläufig einen Eindruck von der schwierigen Situation in Deutschland zu Beginn der dreißiger Jahre. Offensichtlich ist er politisch nicht sehr engagiert – als Schüler des ursprünglich wohl deutschnationalen Krüger wird man ihn nicht auf der Linken vermuten –, allerdings wird deutlich, dass er ein entschlossener Vertreter einer deutsch-französischen Freundschaft zu einer Zeit ist, als diese nicht sehr in Mode ist. Es fällt auf, dass er die Bedeutung der nationalsozialistischen Machtübernahme zunächst als nicht sehr einschneidend ansieht, dann aber auf die (wenigen) politischen Bemerkungen verzichtet, die er bis 1933 macht.

Mit diesem letzten Schreiben Meyers vom 23. Dezember 1936 verschwindet er wieder aus unserem Blickfeld. Bisher ist es nicht gelungen, weitere Spuren von ihm zu finden (man muss allerdings zugeben, dass die Bemühungen erst jetzt, infolge der Dokumentation von François Pic, eingesetzt haben). Er taucht nirgends in Hochschulunterlagen auf, diese Laufbahn dürfte sich wohl nicht mehr ergeben haben. Hat er die angestrebte Position als Sekundarlehrer bekommen? Wo? Wie lange? Und die schwierigste Frage ist natürlich die nach seinem Schicksal im Zweiten Weltkrieg. Dazu gibt es bislang keine Erkenntnisse.

Georg Kremnitz

Ebenso unvermittelt wie er als Doktorand auf die Bühne tritt und zu einem wichtigen Zeugen wissenschaftlicher Praxis im Deutschland der Zwischenkriegszeit und zu einem Vertreter deutsch-französischer Verständigung wird, verschwindet er (vorläufig?) wieder von dieser Bühne. Es wäre interessant, weiteres über sein Schicksal zu erfahren.

### 3. François Pic

Wenn schon das Schicksal des Hauptdarstellers vorläufig ein Torso bleiben muss, so soll wenigstens derjenige ausführlicher vorgestellt werden, der ihn entdeckt und auf die Bühne geholt hat, zumal er vielfach sein Licht unter den Scheffel stellt.



François Pic (Foto von Fañch Broudic, 2008)

François Pic ist am 12. Juni 1954 in Talence, einem Vorort von Bordeaux, geboren, in Bordeaux auf das renommierte *Lycée Montesquieu* gegangen und hat sich dann rasch für das Bibliothekswesen und die Dokumentation interessiert.

Dieses Interesse verbindet sich mit dem für die okzitanische Sprache und Kultur; sein gesamtes berufliches Leben wird er diese beiden Aspekte verbinden. Er ist Bibliothekar und bezeichnet sich (vor allem) als *Bibliophilen*. Ich erinnere mich daran, wie er mitunter nach gemeinsamen Sitzungen für eine Stunde verschwunden ist und mit einer neuen bibliophilen Rarität zurückkam, die er in der Zwischenzeit erworben hatte.

Bereits zum 1. Oktober 1976, mit 22 Jahren, wird er zum Direktor des kurz zuvor in Béziers gegründeten *Centre International de Documentation Occitane (CIDO)* ernannt, nachdem er seit dessen Gründung im Frühjahr 1975 dort am Aufbau beteiligt war; das Zentrum ist zunächst eine städtische Hau-Ruck-Initiative, die vor allem auf die Initiative des okzitanischen Schriftstellers Yves Rouquette (1936-2015) und einiger lokaler Politiker zurückgeht; es bedarf großen Geschicks, um es zu einem Erfolg werden zu lassen. Pic wird das CIDO bis April 1994 leiten. Als erstem Direktor fällt ihm eine gewaltige Aufgabe zu: er muss dieses Zentrum überhaupt erst schaffen, er muss bei den Vertretern des okzitanischen Kulturwesens ein Vertrauenskapital aufbauen, dass das Entstehen der Sammlungen überhaupt erst ermöglicht, er muss Subventionen finden, er muss mit staatlichen Stellen kooperieren (die oft an der okzitanischen Kultur wenig Interesse haben) und er muss nicht zuletzt mit den oft schwierigen Verhältnissen in der Stadt Béziers zurechtkommen. Dabei ist es unerlässlich, für das Zentrum ein wissenschaftliches Profil zu erwerben, das erst den weiteren Ausbau und die internationale wissenschaftliche Reputation möglich macht. All das gelingt ihm.

Ich erinnere mich gut an unser erstes Zusammentreffen im Herbst 1976, als der neu ernannte Direktor eine Gruppe Münsteraner Studentinnen und Studenten und ihre Dozenten durch das gerade entstehende Zentrum und die Stadt Béziers führte. Ich war von seinem Wissen und seinem Engagement beeindruckt, und dieser Eindruck hat mich nie verlassen.

Nach den Jahren in Béziers ist François Pic zwischen 1995 und 2000 zunächst mit der Gründung, danach mit der wissenschaftlichen Leitung eines *Institut Occitan* in Pau<sup>2</sup> beauftragt, um ab 2001 in Toulouse das *Centre de Ressources Occitanes et Méridionales (CROM)* zu leiten, das von der Universität Toulouse 2, dem CNRS, der Region (damals *Midi-Pyrénées*, heute Occitanie) und dem Rektorat der Académie Toulouse gemeinsam organisiert wird – wiederum eine auch diplomatisch delikate Aufgabe. Im Frühjahr 2020 wird er pensioniert.

---

<sup>2</sup> Beide Institutionen, CIDO und Institut Occitan, sind heute im CIRDOC (Centre international de recherche et de documentation occitanes – Institut Occitan de Cultura) mit Sitz in Béziers und in Billère bei Pau zusammengefasst.

Georg Kremnitz

Neben diesen Haupttätigkeiten qualifiziert Pic sich wissenschaftlich weiter: 1992 erwirbt er an der Universität Montpellier III ein *Diplôme d'Etudes Approfondies* in Romanistik, 2011 wird er an der Universität Wien zum Dr. phil.; seine Dissertation führt den Titel *La Bibliographie de l'Écrit imprimé (en) occitan de la fin du XV<sup>e</sup> à la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle. Du corpus à la constitution de l'objet: matériaux pour l'histoire externe de la Littérature occitane*, 546 Seiten mit einem bibliographischen Anhang von 297 Seiten (leider ist diese gewaltige Arbeit noch immer nicht veröffentlicht). Bereits seit 1999 ist er als Lehrbeauftragter an der Universität Pau tätig, seit 2005 an der Universität Toulouse 2. Seit 1981 ist er Gründungsmitglied der *Association Internationale d'Etudes Occitanes*, der er 1996 bis 2005 als Generalsekretär dient, 2005 wird er zum Ehrenmitglied ernannt und 2017 bis 2023 ist er erneut in ihrem Vorstand, davon ab 2017 bis 2019 als Vizepräsident.

Hier können nicht alle seine Aktivitäten aufgeführt werden. Es sei nur noch exemplarisch erwähnt, dass er 1981 Mitgründer des *Centre d'étude de la littérature occitane (CELO)* in Toulouse ist, das einige gewichtige Sammelbände veröffentlicht, eine Reihe bibliographischer Werke redigiert, vielfach als Mitherausgeber auftritt und eine große Anzahl von Bibliographien zu den verschiedensten, meist okzitanischen Themen erstellt (über 100 Aufsätze). Auf eine weitere Aufstellung seiner Aktivitäten soll verzichtet werden, das Gesagte macht deutlich, in welchem Maße er zur Erarbeitung und Sichtbarmachung der okzitanischen Kultur beiträgt. Sein bibliographisches Wissen ist unermesslich, und er zögert nie, andere daran teilhaben zu lassen. Ebenso ist seine intellektuelle Neugier unerschöpflich, daneben seine Fähigkeit, isolierte Fakten zu verbinden und daraus gewichtige Schlüsse zu ziehen.

Dabei ist seine persönliche Bescheidenheit geradezu sprichwörtlich. Sie hat ihm zwar die Sympathie aller eingetragen, mit denen er beruflich oder privat zusammenarbeitet, ihm aber bisweilen beruflich nicht nur genützt. Die vorliegende Studie zeugt von seinen Fähigkeiten, nicht zuletzt von der, sich langfristig mit einer zunächst sekundär erscheinenden Frage zu befassen und ihre Bedeutung sichtbar zu machen. Da sein derzeitiges, dem Lebenslauf beigelegtes Arbeitsprogramm für die nächste Zeit ungefähr 30 Punkte umfasst, von denen etliche gewichtig sind, dürfen wir noch einiges von ihm erwarten.

Hoffentlich können die Leserinnen und Leser ermessen, wieviel Arbeit sich hinter dem hier vorgestellten Dossier verbirgt.

#### 4. Benützte Bibliographie

- Hausmann, Frank-Rutger, <sup>2</sup>2008. „*Vom Strudel der Ereignisse verschlungen*“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“. Frankfurt/M.: Klostermann [2000].
- Jordan, Iorgu, 1962. *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft*. Übersetzt und teilweise ergänzt von Werner Bahner. Berlin (DDR): Akademie-Verlag [das rumänische Original stammt aus dem Jahre 1932, es gibt zahlreiche andere bearbeitete Übersetzungen].
- Pop, Sever, 1950. *La dialectologie*. Aperçu historique et méthodes d'enquêtes linguistiques. Première Partie : Domaine roman. Louvain/Gembloux : chez l'auteur/Duculot.
- Spitzer, Leo, (Hg.), <sup>2</sup>1928. *Hugo-Schuchardt-Brevier*. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Halle/Saale: Niemeyer [1922; Nachdruck: Darmstadt. Wiss. Buchgesellschaft 1976].
- Vidos, Benedek Elémer, 1968. *Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft*. München: Hueber [niederländisches Original 1956, deutsch von Georg Roellenbleck].
- Wagner, Max Leopold, 2002. *Geschichte der sardischen Sprache*. Übersetzt und herausgegeben von Giovanni Masala. Tübingen/Basel: Francke [der Band, eine Übersetzung von *La lingua sarda*. Storia, spirito e forma, Basel: Francke 1950 u.ö., enthält ein lesenswertes Kurzporträt Wagners und eine Würdigung seiner Arbeit].

Oberwaltersdorf, 2. Januar 2024